

Ein Wochenende Zeit für Winterfreuden, Rutschpartien, brüchige Weite und sieben Sachen, die nichts damit zu tun haben

01.02.2020



FrankfurterRundschau

FR7

Eis

Eis

3

Die das Feuer in sich tragen

Jakob Uunartoq Løvstrøm ist einer der letzten traditionellen Jäger Grönlands, Knud aus dem nördlichsten Kinderheim der Welt ist sein Schüler. Die beiden verbindet eine besondere Freundschaft – in einer Zeit, in der das Eis immer dünner wird

Von Isabel Stettin (Text) und Sascha Montag (Fotos)



Knut lenkt den Schlitten über das Eis. Seine Hunde steuern durch den Schnee, sie rennen auf den Tal der Herzen zu. Der Himmel ist blau an diesem Tag, wie mit der Schere zackig geschnitten, ragt die Eiberge in die Winterluft. Scharf zeichnen sich die Konturen eines Felsens ab, der der Insel auf der er steht, ihren Namen gibt: Uummannaq, „Gefirmt wie ein Herz“ bedeutet das auf Grönäisch. Geformt wie das Herz einer Robe, Knud lässt den schroffen Berg hinter sich, seine Heimat, das Städtchen mit der Schule, der Kneipe, dem Supermarkt, der großen Fischfabrik. Das Kinderheim, sein Zuhause, ist längst nicht mehr zu sehen.

600 Kilometer nördlich vom Polarkreis, an der Westküste Grönlands, ist die

Welt von Knud in diesen Wochen größer. Er ist auf dem Weg über den gefrorenen Fjord im Norden Grönlands, hinaus auf die 150 Kilometer lange Eisfläche des Eis, das im Winter die kleine Insel mit den umliegenden Siedlungen verbindet. Dann bretern die Grönländer mit ihren Motorschlitten oder dem Auto durch das ewige Weiß. Nach einer Stunde Fahrt verlieren sich die Spuren der Reifen. Der Schnee ist tief, so tief, dass Knud immer wieder anhalten und seinen Schlitten mit blosen Händen frei schaukeln muss. Die Hunde kämpfen sich weiter. Knuds Ziel ist Saattut, ein winziges Fleckchen mit bunten Häuschen, als Farbtpfer, schon aus der Ferne zu erkennen. Er stoppt die Hunde undwickelt seinen graubraunen Fuchs-pelz enger um sich, die Zigarette hängt

Einige Fjorde, die sie noch vor wenigen Jahren mit dem Schlitten durchquerten, frieren nicht mehr zu

lässig in seinem Mundwinkel. An einer Waschelene am Rand des Dorfs baumeln Unterhosenhosen, gefüllt mit Fett, fünf sind als glitzernde Felle von Ringelrobben. Der Kopf eines Narwals, der Mund leicht geöffnet, der Blick in den weißen Himmel gerichtet, liegt neben einem kleinen blauen Holzhaus im Schnee. Zwei dicke Welpen mit zerzaustem grauem Fell und die ausgemergelte Mutter drängen sich daran, sie nagen die letzten Fetzen von der Wirtsbüste. Aneinandergefrorene Fische liegen daneben, ein zum Eisblock erstarrter Haufen Heißbutt.

Jakob Uunartoq Løvstrøm blickt aus dem Fenster und klopft wild dagegen, um die ausgerungenen Hunde vor seinem Haus zu verscheuchen. Løvstrøm, von allen nur Uunartoq genannt, 75 Jahre alt, ei-



„Junge Leute überraschen mich.“



Im Eis: Isabel Stettin und Sascha Montag.



„Ohne Rauchen ist das nichts.“



„Hunde sind die stärksten Verbündeten.“



„Ich muss raus, um zu atmen.“

An der Wand tickt eine Uhr aus Rentierhorn. In Uunartoqs Haus ist die Zeit stehengeblieben, als die Zeiten besser waren

Menschen, die sich das Leben nehmen. Jungen wie Knud.

Knud ist mehr als ein halbes Jahrhundert jünger als Uunartoq, gerade volljährig geworden, ein Jugendlicher, der Musik liebt. Er spielt Gitarre und Geige, hat eine Freundin, die er auf Facebook täglich Herzschläge schickt. Uunartoq könnte sein Großvater sein. Doch mehr als Blut verbindet sie. Sie sind Freunde, seitdem Knud in das Kinderheim kam und Uunartoq zu seinem Lehrer wurde, der ihm zeigte zu überleben, in einer Welt, die sich rasend wandelt – und was würde ihr Verlust überhaupt bedeuten? Das fragt sich Uunartoq, und das fragt sich Knud. Ihre Geschichte zeigt, was das Leben auf und mit dem Eis für die Grönlander bedeutet hat und künftig bedeuten könnte. Denn Grönland ist ein Land, das dabei ist, sich neu zu erfinden. Der Wandel bedeutet Verlust, Abschied, Neubeginn. Uunartoq gehört die Vergangenheit, Knud die Zukunft.

Die beiden gehen vor die Tür. Auf der hölzernen Veranda steht eine Gefriertruhe. Ausgeschaltet. Walfleisch ist darin verstaut. Die Harpune, mit der Uunartoq dabei geholfen hat, das Tier zu erlegen, hängt draußen an der Tür. Der ganze Gefrier schrank ist voll, der Vorrat für das gesamte Jahr. Uunartoq nimmt ein großes Stück der Rippe und sagt ein Teil davon ab. Er sabet die dicke Haut in Schelben, dunkles Blut klebt an seinen Händen. Er wischt sie ab im Schnee.

Auf dem wässrigen Tischtuch serviert Uunartoqs Frau Ane wenig später die dicken schwarzen Stücke, drapiert die fetigen, ölig glänzenden Würfel auf einem Teller. Der Geschmack von Meer und Algen vermischt sich mit Kräutersalz. „Mamak“, seufzt Knud – „lecker“.

Die Dunkelheit legt sich über das Dörfchen. In wenigen der bunten Häuschen brennt noch Licht, viele von ihnen stehen leer. Nur noch 200 Menschen leben in Saattut. Die jungen Leute fliehen aus den winzigen Siedlungen, sie fliehen aus der Enge der Dörfer und der Weite der Natur. Auf dem Eis schlafen die Hunde, die Eisberge funkeln im kalten Mondlicht. Immer wieder ist ihr Jäten zu vernehmen. Im Wohnzimmer von Uunartoq leuchten Kerzen. Draußen ist es minus 25 Grad kalt, innen in der offenen Wohnstube 25 Grad warm. Es ist nicht nur so warm in dem kleinen Häuschen, weil der Ofen bollert und Ane ständig Töpfe auf den Herd schiebt und im Ofen hat. Es ist so warm, weil Uunartoq das Haus zum Glück bringt mit seinen Erinnerungen. Wenn nachts über dem Eis der Nordlichter grün glimmen, erzählt Uunartoq von den Geistern der Toten, die im Himmel Fußball spielen, er erzählt das Märchen vom kleinen Jungen Kaassassuk und seinem Kampf mit den Eisbären. Dann beugen sie sich über Knuds Smartphones und sehen Videos von Sportwagen. „Meinst du, ich bin auch so schnell mit meinem Schlitten?“ Uunartoq lacht sein zahnloses Lachen. Knud schlürft eine dünne Nudelsuppe aus einem Plastiktopfchen und legt die Hand auf Uunartoqs Knie, er seine faltige Hand darüber. Seine Frau Ane sitzt daneben auf der Wohnzimmerecke, im Rücken Kissen, auf denen die zahnlosen grinsenden, pausäckigen Gesichter ihrer Enkelkinder gedruckt sind, und strickt einen Pullunder aus Moschusoschsenwolle.

Am nächsten Morgen weckt Uunartoq Knud mit seinem brüchigen, lautem Husten. Er stützt das Gesicht auf die faltigen Hände und sieht plötzlich furchtbar alt aus. Seine Mundwinkel hängen. Er ist nervös. Es ist der letzte Tag vor seinem großen Rennen, und er ist noch immer schwach. Vor sich hat er sein Hundesegge. Mit einer feinen Nadel bessert er die Leine aus, entwirrt die Schnüre, am Küchentisch sitzend. An der Wand tickt eine Uhr aus Rentierhorn. In Uunartoqs Haus ist die Zeit stehengeblieben, als die Zeiten noch besser waren – zumindest betrachtet aus der Sicht eines Jägers. In einer Vitrine liegt ein Eisbärenschädel, an dünne Lederbänder sind die scharfen Knochen geknüpft, polierte Walrosshauer liegen auf der Schrankwand. Zu jedem Knochen hat Uunartoq eine Erinnerung, jeder Zahn, jede Kralle erzählt eine Geschichte. An der Wand hängt ein gerahmtes Bild. Es zeigt Uunartoqs Sohn Hans-Peter auf Eisbärenjagd. Das Tier schwimmt im Wasser, ange-

schossen. Auf dem nächsten Bild liegt es da, tot, bäuchlings, die dunkle Zunge hängt seitlich aus seinem Maul. „Den ersten Bären vergissst du nie“, sagt Uunartoq zu Knud. „Den letzten auch nicht.“ Es fällt schwer, seine Begeisterung zusammenzubringen mit dem Anblick des leblosen Tiers. Doch Jagd, sagt er, liege ihm und den Grönländern nicht nur im Blut, es stecke in den Knochen. „Ich muss raus, um zu atmen, Knud.“ Im Hintergrund rauscht der Fernseher.

Chon immer jagten die Grönlander, was sie brauchten. Ihr Garten ist das Meer. Die Jagd macht die Grönlander unabhängig von den teuren, importierten Lebensmitteln aus dem Supermarkt, sie bedeutet kulturellen Wert und Identität. Es ging nie um Überfluss, es ging ums Überleben. Auch um das Überleben einer Kultur. Knud war zwölf Jahre alt, als er seine erste Robbe gefangen hat, so alt wie Uunartoq damals. Als anderthalbjährig ihr erstes Bier probieren, die erste Zigarette rauchen, um sich erwachsen zu fühlen, hat Knud seine Hände in das warme, noch pulsierende Fleisch getaut, das Blut über sein Gesicht verteilt. Heiliges Blut. Dann hat er ein Stück der rohen Leber abgeschnitten, sie mit Uunartoq und den anderen Jägern geteilt. Jedes Tier hat es verdient, ihm mit Respekt zu begegnen, sagt Uunartoq. Jeder Jäger dankt seinem Opfer, so will es das Ritual. Es geht nicht nur um die Beute, das wertvolle Fleisch, es geht darum, der Gemeinschaft etwas zurückzugeben. Das hat Knud von Uunartoq gelernt. Doch längst ist die Jagd auf Wale und Eisbären verpönt, der Export von Robbenfellen verboten. Das Leben hat sich verändert, seitdem kaum noch jemand Robbenfell kauft. Fünf Dinge gibt es, mit denen die Grönlander Touristen locken: Nordlichter, Wale, Hundeschlitten, Schnee und Eis. Von allem hatte Uunartoq sehr Leben lang reichlich. Doch das Eis unter Uunartoqs Eisbärenstiefeln wird dünner und dünner. Und mit dem Eis schwindet auch sein traditionelles Leben als Inuit.

In den kleinen Jägersiedlungen wie Saattut schlägt der Umbruch erbarmungslos zu. Der Klimawandel lässt das Eis schneller schmelzen, die Gletscher im Uummannaq-Fjord. Die Zeit, in der das Eis zu brüchig für Schlitten und zu dick für die Boote ist, dehnt sich. Oft nur noch acht Wochen trägt die Decke sicher, von Februar bis April, bevor das Eis taut. Früher waren es acht Monate.

Einige Fjorde, die Uunartoq noch vor wenigen Jahren mit dem Schlitten durchquerte frieren nicht einmal mehr zu. Immer weitere Umwege muss er dann in Kauf nehmen. Wo das Eis zu dünn ist, können sich – versteckt unter Schnee – tückische Abgründe auftun. Erst im vergangenen Winter ist ein Jäger aus Saattut mit seinem Schlitten nie wieder von seinem Beutezug zurückgekehrt. Doch das Wetter kommt, wie es kommt, sagt Uunartoq. Es gibt jene Grönländer, die hoffen, dass das schmelzende Eis lange verschlossene Bodenschätze freigibt, dass mehr und mehr Touristen kommen, dass es ein guter Wandel gibt.

Früher war der Schlitten für Jäger wie Uunartoq unverzichtbar. Nur mit ihm konnte er losziehen, auf der Suche nach Robben. Mit dem Schlitten gleitet Uunartoq lautlos dahin. Mit ihren lärmenden Motorschlitten vertreiben die anderen die Tiere, die Robben ziehen sich aus Furcht zurück. Die Hunde schützen ihn bei der Eisbärenjagd, umzingeln die Beute. Heute bedeutet die Pflege für die meisten Grönländer zu viel Arbeit und Risiko. Die Schneemobile rauschen mit Motor statt Hundegespann vorbei. Früher fing Uunartoq an guten Tagen fünf Robben, jetzt ist er froh, wenn er nach Tagen eine erwischt. Die Eisbären werden immer weniger, der Klimawandel verschlingt ihre Lebensgrundlage. Doch es ist nicht nur das Wetter. Mit dem Wandel verändern sich auch die Menschen, sagt Uunartoq. Der jungen Generation der grönlandischen Inuit, jungen Leuten wie Knud, fehlt die Orientierung: In der städtischen Kultur der weißen Europäer fanden sich schon die Eltern oft schwer zurecht; es fehlen die Vorbilder.

Dicke Flocken wirbeln vom Himmel. Keine guten Bedingungen für das Rennen, murmelt Uunartoq. Wenn der Schnee zu tief wird, fällt es seinen Hunden immer schwerer vorzukommen.

Seit Peter Høegs Bestseller „Fräulein Smillas Gespür für Schnee“ ist es die hartnäckigsten Klischees, die tausend Namen für Schnee, die Grönlander haben. Weicher Schnee, harter Schnee, Pulverschnee, fallender Schnee, Schnee am Boden. Und da Grönlandisch eine Bildsprache ist, setzen sie ihre Beschreibungen zu ellenlangen Worten zusammen. „Doch Schnee bleibt Schnee“, sagt Knud. „So einfach ist das.“

Als Knud und Uunartoq in ihren gefüllten Overalls auf dem Eis ankommen, jault Uunartoqs Rudel. Hunde in allen Farben, gemustert und gescheckt, eisbärenfarben, creme weiß, braun und wuschlig, die Augen funkeln grün und tiefschwarz, liegen an der Kette. Jeder hinterlässt einen kreisrunden Abdruck im Schnee.

Uunartoq und Knud spannen die zehn Hunde vor Uunartoq. Holzschlitten und befestigen ihn am Motorschlitten. Wo früher jede Familie ihre Hunde hatte, parken jetzt vor jedem der Häuser die Fahrzeuge – auch vor Uunartoqs Haus. Motorschlitten sind zu bequem, um darauf zu verzichten. Sie müssen nicht täglich gefüttert werden, im Sommer müssen die Männer keine schweren Wassereimer zu ihnen schleppen. Auch darum gibt es heute kaum mehr 15000 Grönland



„Den ersten Bären vergissst du nie.“



„Schnee bleibt Schnee. Ganz einfach.“



„Bleibe immer wachsam.“



„Meinst du, ich bin auch so schnell mit meinem Schlitten?“

hunde. Zehn, 15 Jahre zuvor waren es mehr als doppelt so viele. Im Frühjahr lassen viele die Hunde frei, nachdem sie nutzlos geworden sind. Gibt es zu viele, werden sie erschossen. Die Hundebesitzer sind verpflichtet, sie an der Kette zu halten, sobald sie sechs Monate alt sind. „Hunde sind unsere besten Freunde und die stärksten Verbündeten“, predigt Uunartoq immer wieder. „Aber sie sind keine Kuscheltiere. Sie sind da draußen den Wuskelzeug um zu überleben.“

Uunartoq und Knud fahren zum Startpunkt. Direkt neben einem mächtigen Eisberg rammen sie Haken in den Schnee und befestigen die Kette, an der die Hunde bis zum nächsten Tag ruhen. Es sind noch 24 Stunden bis zum Rennen. Uunartoq wirft getrocknetes Walfleisch in den Schnee, gierig schnappen die Tiere danach, fressen den blutigen Schnee.

Der Eisberg direkt daneben knackt bedrohlich, er leuchtet hellblau in der Mittagsonne. „Bleibe immer wachsam“, hat Uunartoq Knud gelehrt. Bräche jetzt ein Stück ab, was dann? „Dann bleibe uns nur noch zu rennen – und zu hoffen.“ Knud und Uunartoq lachen. Verlierer nie den Respekt vor Wasser, Eis und Schnee, heißt es unter den Inuit. Respektiere sie, denn du kannst sie nicht kontrollieren. Uunartoq hat täglich trainiert, seit das Eis zu läuft. Es gibt ein Inuit-Sprichwort, dass Uunartoq von seinem Vater gelernt hat: Strebe nach Stärke, nicht, um größer als mein Bruder zu sein, aber um meinen größten Feind zu besiegen: mich selbst.

Unentwegt hat Uunartoq eine Kippe im Mundwinkel hängen, eingeklemmt zwischen den letzten verbliebenen Zähnen im Unterkiefer. Nur wenn er husten muss, hält er sie für einen Moment zwischen den Fingern. Seine Zigaretten heißen King und Prince, starkes Kraut aus Dänemark. „Ohne Rauchen ist Schlittenfahren nichts“, auch das hat Uunartoq Knud gelehrt. Zigaretten gehören nun auch für ihn dazu, wie die Ruhe, die Weite, die gleichmäßigen Geräusche, das Atmen der Hunde, die durch den Schnee traben.

Die Familie ist am Tag vor dem Rennen gekommen. Baby Vinnuuna, ein pausackiges Kind mit den blauen Augen des Großvaters, wird von einem zum Nächsten gereicht. Die Familie sammelt sich um den Tisch. Uunartoqs beide Töchter sind da. Sohn Hans-Peter, der stolze Eisbärenjäger auf dem Foto, fischt mittlerweile für Royal Greenland. Der Schwiegervater ist Polizist, einer von drei in ganz Uummannaq. Ane zieht Rosinenbrötchen aus dem Ofen, wärmt nebenbei ein Milchfischchen für das Baby. Uunartoq herzt seine Enkel, von allen zwölf hängen Fotos an den Wänden. „Junge Leute überraschen mich jedes Mal. Sie können der Welt so viel geben. Auch wenn sie nicht jagen.“ Uunartoq lacht. Er ist im Glück. Vergessen ist die Angst davor zu versagen, die Angst zu scheitern, die Angst vor dem Ende.

Am nächsten Tag versammeln sich so viele Zuschauer, dass die Eisecke sich fast nach unten zu schieben droht. Die Sonne bricht sich hellblau. Die ganze Familie von Uunartoq drängt sich auf einen Motorschlitten, um den Start des Rennens zu verfolgen. Sie essen Eis am Stiel. Die Spuren von gut 50 Schneemobilen zerschnei-

Knud hat gelernt, zu angeln, Gletscherwasser zu schmelzen und ein Lager zu bauen. Er hat gelernt zu leben

den die Schneedecke, 200 Zuschauer waren hinter der Linie. 18 Hundeschlitten starten, Uunartoqs Nachbarn, erfahrene Fahrer aus den umliegenden Siedlungen, sein Neffe gilt als einer der Favoriten. Er, der das Feuer in sich trägt, ist mit Abstand der älteste. Und vielleicht der nervöseste. Uunartoq steckt eine Flasche Cola in seine Jackentasche und eine Tafel fast gefrorene Schokolade in die Eishöhle. Für den Notfall, falls er zu schwach wird. „1995 habe ich diesen Eisbären erschossen“, sagt Uunartoq und klopft auf die Taschen. Seine Stimme klingt brüchig. Jetzt soll ihm die Hose Glück bringen. Vor einigen Monaten starb ein junger Fahrer aus dem Dorf, er wurde erst nach dem Rennen gefunden, auf dem Schlitten liegend. Er war innerlich verblutet. Die Hunde warteten bei ihm.

Das Wetter ist unbarmherzig, eigentlich, es hat noch mehr geschneit. Uunartoq hat Kopfschmerzen. Der Wind treibt ihm Tränen in die Augen. Er wischt sich die Nase schnief. Die Tropfen rinnen über seine dünnen, zartrosa Narben. Noch einmal prüft Uunartoq seinen Schlitten, streicht über die Kufen, klopft gegen das Holz, kontrolliert, ob alle Hunde angespannt sind. Noch einmal wirft er einen Blick auf den Eisberg, neben sich. Gestern noch hat er bedrohlich geknackt, heute glänzt er in der Sonne. Uunartoq atmet tief durch. Er ist bereit. Das Geschirr hält er fest in der Hand. Der Rennleiter schwenkt die rote Flagge: auf die Platze! Die gelbe: fertig! Die grüne: los! Uunartoqs Peitsche aus Robbenfell schwingt pfeifend durch die minus 20 Grad Luft.

Die Hunde drängen ihrer Leiber aneinander, verheddern sich, überschlagen sich fast. Wenn sich die Leinen ineinander verirren, bleibt Uunartoq nichts anderes übrig, als sie mit seinem Schweizer Taschenmesser zu durchtrennen. Dann müssen weniger Hunde die Last ziehen. Die Fahrer entfernen sich in Sekundenschelle, werden zu Punkten. Die ersten Meter und die letzten, das sind die entscheidenden. Der kleine Fleck, der Uunartoq ist, wird langsam kleiner als die anderen Schlitten. Angespannt steht Knud da, er feuert Uunartoq und seine Hunde an. Er lacht und schaut zugleich besorgt. Knud weiß, was Uunartoq das Rennen bedeutet. „Ich hoffe, dass er unter den ersten fünf landet“, sagt er. „Glauben kann ich es nicht.“ Er kennt das Gefühl, das Uunartoq jetzt hat: Die beissende, scharfe Kälte am Ge-

sicht, der Fahrtwind, die Stille – auch wenn um ihn die Schlitten fahren. „Du bist allein, nur du, die Natur, rundherum nichts als Eisberge.“ Knud hat mit neun Jahren gelernt, den Schlitten zu lenken. Die Stille, die Ruhe ist es, die er braucht.

Die Zuschauer brettern mit ihren Motorschlitten fort, Richtung Ililimie. Nach einer guten Stunde taucht der erste Punkt aus der Ferne auf, der erste Fahrer. Einer nach dem anderen fährt über die Zielmarkierung, unter dem Johlen und Jubeln der Familie, wird mitsamt Schlitten in die Luft gehoben. Einer nach dem anderen. 20 Minuten später erkennet Knud ihn endlich: Die blaue Jacke mit dem Eisbärpelz kommt näher. Uunartoq erreicht als 13. das Ziel. Es ist egal. In dem Moment zählt nur Baby Vinnuuna, das ihm seine Tochter in den Arm drückt, dass Knud die Damen hochreicht, dass eine ganze Horde auf ihn zustürmt, um seinen Schlitten in die Luft zu heben, als wäre er der Erste. Das er geschafft hat. Noch einmal.

Zwei Tage später treffen sich Uunartoq und Knud wieder. Gemeinsam mit Kindern aus dem Heim ziehen sie los in eine einsame Hütte im gefrorenen Fjord. Uunartoq liegt auf dem Bett, das Gesicht zur Decke. Die Hunde haben gehört und gespürt, dass er zu schwach war. Er klang wie eine andere Person für sie, glaubt er. Das Rennen steckt ihm in den Knochen. Noch viel mehr die Feier danach. Bis vier Uhr morgens hat Uunartoq getanzt. Am hat ihren Schmuck aus Narwalsköpfen um den Hals gelegt und an die Ohren geklopft.

Bald, das glaubt Uunartoq, wird Knud seinen Platz einnehmen, die ersten Schlittentreffen hat er hinter sich. Doch fragt man Knud, wird der still. Er weiß es nicht, wo er bald sein wird. Student in Kopenhagen, Automechaniker in Nuuk, die Hauptstadt, als Musiker mit den Kindern aus dem Heim auf Tour in Europa?

„Es ist, wie es ist“, sagt Uunartoq. „Das Einzige, was wir mit Sicherheit wissen, ist, dass das, was geschehen soll, geschehen wird.“ In der Sprache der Inuit gibt es kein Wort für Zukunft. Nur das Heute zählt. Und manchmal der Blick ins Gestern.

...

Wenige Monate nach seinem letzten Rennen erlitt Uunartoq einen Schlaganfall, von dem er sich nicht erholt. In dem Kinderheim auf der Insel Uummannaq, wo auch Knud aufwuchs, wurde er gepflegt. Im vergangenen Jahr, kurz vor Weihnachten, starb er. Uunartoq wurde 77 Jahre alt. Die Kinder tragen sein Feuer weiter.

Tau dich!

schauspieler Oliver Wnuk weiß, wie man eisiges Schweigen zum Schmelzen bringt

Ich war stets ein großer Bewunderer von Götz George. Eines Tages wurde ich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, in einem Fernsehfilm seinen Sohn zu spielen. Und wie ich das konnte: Ich habe sofort zugesagt – blind sozusagen –, ohne vorher das Drehbuch gelesen zu haben. Als ich ihn jedoch am Set zum ersten Mal traf, war ich dermaßen eingeschüchtert, dass ich, außer den Drehbuchtexten, kaum etwas Gehaltvolles herausbekam. Dabei war ich nie auf den Mund gefallen. Ich halte mich für eloquent, humorvoll und schlafagert. Doch das Aufeinandertreffen von George selbst mit dem Bild, was ich damals von ihm hatte, verschlug mir über Wochen der Zusammenarbeit mehr oder weniger die Sprache.

Das bedauere ich bis heute. Immerhin hat er mir während einer Szene gezeigt, wie „richtige“ Männer sich ausziehen: Sie greifen im Nacken alle Kleidungsstücke samt Jacke und ziehen sie auf einmal über den Kopf. Mir gelingt dies nur selten. Meistens bleibt irgendwas hängen, und ich stehe mit Klamotten vor den Augen und bauchfrei (aber leider nicht frei von Bauch) wurdlos im Raum herum.

Auch mit Jan Fedder habe ich in vier Projekten zusammengearbeitet, und nie habe ich mich getraut, ein Gespräch zu suchen. Nie habe ich die Fragen gestellt, die mich wirklich interessierten. Und irgendwann ist es eben zu spät.

Eine Definition von „das Eis durchbrechen“ lautet: die Zurückhaltung überwinden, Vertrauen gewinnen, sich sympathisch werden. Ehrfurcht und Respekt hindern mich oft daran, mich in dem Umfang einzubringen, wie ich es gerne hätte und mich in eine angemessene Beziehung zu meinem Gegenüber zu setzen. Mittlerweile weiß ich auch, wie ungelenk es auf der anderen Seite zu stehen.

Jeder von uns kennt die Themen, die man in der Familie besser nicht anspricht: Themen, die tiefgründig sind, wie längst vergessenes Hühnerfrikassee aus dem vergangenen Jahrzehnt in der untersten Gefrierschublade hinten rechts. Lieber nicht aufzutauen, wer weiß, was dabei zum Vorschein kommt. Aber wenn es einen nun mal brennend interessiert, was der Opa im Krieg gemacht hat: Wenn man wissen will, warum genau die Mutter den Vater verlassen hat? Warum die beste Freundin

ihre Kinder so und nicht anders erzieht? Oder wenn man Freunde und Verwandte dazu bewegen will, wegen eines offensichtlich nicht aufgearbeiteten Themas professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen? Dann sollte man sich darum bemühen, das „Eis zu durchbrechen“, wohlgewissend, dass es darunter erst mal etwas frostig werden kann.

Auf einen Nenner gebracht, haben wir doch mehr oder weniger alle ähnliche Bedürfnisse – ob reich, arm, religiös, atheistisch, selbstbewusst, berühmt, schüchtern und egal, aus welcher Himmelsrichtung wir stammen: Wir alle möchten glücklich sein und frei von Leid. Manche glauben, durch Abschottung dem näherzukommen. Ich habe einen recht prominenten Kollegen, der von sich behauptet, Misanthrop, also menschenfeindlich, zu sein. Seit Jahrzehnten stellt er sich vor die Kamera, will gesehen werden, will gemacht werden, will unterhalten, behauptet aber stets, mit den Menschen nichts zu tun haben zu wollen. Ich kann mir das schwer vorstellen. Ich denke, er würde es doch gerne, wollte es zumindest mal, weiß aber nicht mehr, wie er es anstellen kann.

Dabei waren sich die Erfinder der Redewendung wohl selbst nicht im Klaren darüber, wie einfach es eigentlich ist, das „Eis durchbrechen“. Immerhin haben sie diesem zwischenmenschlichen Fehlverhalten fälschlicherweise einen so festen Aggregatzustand zugewiesen.

Man kann darauf vertrauen, dass eine simple Frage oft völlig ausreicht für einen erfolgversprechenden Start: ein einfaches, aber ehrlich interessiertes „Wie geht's?“. Oft kostet es nicht mehr als ein Lächeln, und das Eis schmilzt dahin.

Meinen größten und langjährigsten Konflikt mit einer mir nahestehenden Person konnte ich lösen, indem ich versucht habe, mein Ego zurückzunehmen, und mich beruhigen, dem anderen zuzuhören, ohne alles umgehend mit meinem eigenen Wertesystem abzugleichen. Nach der Devise: Vielleicht hat der andere ja recht?

Voreingenommene Skepsis zum Selbstschutz ist die größte aller Schreckfrostanlagen. Ich halte mich gerade in Stadtfrika auf. Nirgends habe ich bislang so offene, freundliche, positive und kinderfreundliche Menschen erlebt wie hier. Sie haben enorm viele Probleme; Kontaktfreude gehört nicht dazu. Das finde ich bewundernswert. So wäre ich auch gern.



Wiederholungen der Krimi-Reihe „Nord Nord Mord“, in der Wnuk den Kommissar Hinnerk Feldmann spielt.